

Was heißt hier ‚wir‘? – Die Junius-Einführung in die Tierethik von Herwig Grimm und Markus Wild

Philipp von Gall*

Rezension zu: Herwig Grimm/Markus Wild, Tierethik – zur Einführung, Hamburg (Junius) 2016, 251 Seiten, 15,90 €, ISBN 978-3-88506748-1

Tierethische Überlegungen sind gewissermaßen Störfaktoren. Sie können zum Beispiel richterliche Entscheidungen im Tierschutzrecht in ein fragwürdiges Licht rücken, oder die zugrundeliegenden Paragraphen. Sie können preisdotierte medizinische Forschungen mit dem Hinweis abqualifizieren, die dafür unternommenen Tierversuche seien ethisch illegitim. Oder sie können Werbe- und Tierschutzkampagnen hinterfragen, die Produkte als tierfreundlich oder artgerecht auszeichnen. Doch bei aller Kontroverse basieren solche Überlegungen auch auf unstrittigen Werten. Leid – ob menschliches oder tierliches – ist per se ein normatives Konzept: Es sollte nicht sein. Wer unnötiges Tierleid wertschätzt, äußert keine ethische Position, sondern vielmehr ein pathologisches Symptom. Und der Großteil der Menschen hinterfragt nicht den Wert eines freudvollen und erfüllten Lebens. Umstritten ist allerdings die Frage, ob und, wenn ja, wie viel tierliches Leid in Kauf genommen werden darf, um wichtige menschliche Interessen zu befriedigen. Hier geht es um Interessenkonflikte. Im politischen Pluralismus als Strukturelement westlicher Demokratien ist die Abwägung unterschiedlicher Interessen die Grundlage des Gemeinwohls. Nicht zuletzt bestimmen moralische Urteile bzw. Vorurteile diese Abwägung. Und Ethik setzt sich damit auseinander.

Die Einführungs-Reihe des Junius-Verlages richtet sich an Leserinnen und Leser, die sich ein wissenschaftliches Themengebiet erschließen möchten. Von Herwig Grimm und Markus Wild ist dieses Frühjahr eine Einführung zur Tierethik erschienen, in der die Autoren auch eigene ethische Positionen geltend machen. Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte: einen darüber, was Tierethik ist; einen zweiten zu modernen Positionen der Tierethik; einen dritten zu Reaktionen auf diese modernen Positionen; und einen vierten zur Anwendung der Tierethik. An der Struktur lässt sich erkennen, wie wichtig es ist, zunächst zu verstehen, was Tierethik genau ist, bevor sich dieses Gebilde dann näher erschließen lässt. Die tierethische Grundfrage, die im ersten Kapitel besprochen wird, lautet in den Worten der Autoren: „Was dürfen wir mit Tieren tun und was nicht“ (S. 23)? Wer betreibt dann Tierethik? Vielleicht Juristinnen, die das Tierschutzgesetz umsetzen oder an neuen Gesetzesentwürfen schreiben? Soziologen, die verbreitete tierethische Einstellungen in der Bevölkerung ermitteln und offenlegen? Veterinärinnen, die sich

* Dr. Philipp von Gall forscht und lehrt interdisziplinär am Fachgebiet Gesellschaftliche Transformation und Landwirtschaft an der Universität Hohenheim. Er arbeitet zurzeit schwerpunktmäßig zu gesellschaftspolitischen Fragen der Mensch-Tier-Beziehung und der zukünftigen Landwirtschaft.

überlegen, ob sie ein Tier aus Kostengründen einschläfern sollten? Menschen, die sich fragen, ob der Burger, den sie essen, das Richtige für sie ist? Nein – geben die beiden Autoren klar zu verstehen. Tierethik wird von ihnen als philosophische Disziplin abgegrenzt, „weil sie sich auf philosophische Grundlagen stützt“ (S. 46). Die Autoren geben zu, dass Bezüge zu anderen Disziplinen und auch „direkte Realitätsbezüge“ bestehen (S. 216). Das ist offensichtlich. Wenn morgen die Biologie in einen starken Skeptizismus verfiel und erklären würde, Tierleid könne wissenschaftlich-biologisch nicht festgestellt werden, würde das einflussreiche tierethische Projekte infrage stellen. Nach Grimm und Wild wäre dieser Fall dennoch nichts, was im Bereich der Tierethik zu diskutieren wäre, es geht schließlich um Biologie. Inhaltlich und personell begrenzt das den Bereich der Tierethik erheblich. Co-Autor Grimm leitet in Wien das einzige philosophische Fachgebiet in Europa, das schwerpunktmäßig und explizit zur Tierethik arbeitet. Das Gros der im Buch näher besprochenen tierethischen Ansätze ist, abgesehen von dem von Grimm und Wild selbst, an englischen und nordamerikanischen Fakultäten entstanden. Inwiefern und in welchem Maße sich die Tierethik seit 1975 „Schritt für Schritt als wissenschaftliche Disziplin institutionalisiert“ (S. 45), bleibt weitgehend unklar. Tatsächlich hat sie noch keinen Platz in vielen relevanten Curricula, etwa der Rechtswissenschaften, der Agrarwissenschaften oder der Veterinärmedizin gefunden. Markus Wild ist Professor für theoretische Philosophie in Basel. Sein akademisches Projekt war bislang die Etablierung einer naturalistischen Tierphilosophie des Geistes, die sich Fragen der anthropologischen Differenz und den Voraussetzungen der Zuschreibung mentaler und emotionaler Zuständen bei Tieren widmet.

A. Kapitel 2: Moderne Tierethik

In Kapitel 2 werden Peter Singers Utilitarismus und Tom Regans deontologisch-tierrechtlicher Ansatz als moderne Klassiker der Tierethik vorgestellt. Singers Publikation *Animal Liberation* im Jahr 1975 wird zum Ausgangspunkt der „modernen Tierethik“ erklärt (S. 49) und die „Geburtsstunde“ der „heutigen Tierethik“ (S. 46) entsprechend in die 1970er Jahre verortet. Etwas mehr historischer Kontext wäre an dieser Stelle hilfreich gewesen. Singer und Regan waren Teil der sogenannten Oxford-Gruppe, einer Gruppe Intellektueller an der Universität Oxford, die sich mit Tierethik beschäftigten, die es damals nämlich auch in einer modernen Form schon gab. Grimm und Wild weisen zurecht darauf hin, dass die Motivation von Singer und Regan nicht im Aufbau einer wissenschaftlichen Disziplin bestand, sondern darin, Missstände zu beheben. Es spricht von mehr als bloß von einer „Nähe zu gesellschaftspolitischen Fragestellungen“ (S. 47), wenn die Mitgründer der Oxford-Gruppe Stanley und Rosalind Godlovitch und John Harris 1971 im Vorwort von *Animals, Men and Morals* schreiben: „Once the full force of moral assessment has been made explicit there can be no rational excuse left for

killing animals, be they killed for food, science, or sheer personal indulgence".¹ Singer und Regan haben zwei große ethische Theoriekomplexe so aufbereitet, dass sich daraus starke tierethische Forderungen ableiten lassen. Sie hatten gute Gründe dafür, dies zu tun. „Das Tier“ wurde nämlich, wie Jaques Derrida ausführte, vom humanistischen Menschenbild lange Zeit abgegrenzt und somit die Unterdrückung von Tieren implizit gerechtfertigt.² Somit waren Singer und Regan auch nicht besonders darin, ethische Prinzipien auf eine politische Programmatik der Mensch-Tier-Beziehung anzuwenden, ein Eindruck, der beim Lesen des Buches durchaus entstehen mag. Die traditionelle akademische Ethik hat die Relevanz der Tierethik nicht einfach übersehen. Kants Ethik ist eine Tierethik in dem Sinne, dass er nichtmenschliche Tiere aus dem Bereich direkter moralischer Rücksicht herausargumentierte. Vielleicht wäre die Geschichte anderes verlaufen, hätte er davon Abstand genommen, die Enthaltung von Gewalt gegenüber Tieren als bloß indirekte „Pflicht des Menschen gegen sich selbst“ zu begreifen.³ Die Darstellung der Tierethik als junge philosophische Disziplin kann die Dimension dieser und anderer historischer Bezüge jedenfalls schlecht einfangen. Im Jahr 1972 wurde das heute noch gültige deutsche Tierschutzgesetz verabschiedet. Wenn Singer 1975 die moderne Tierethik begründete, basiert dieses Gesetz dann auf einer traditionellen, gar veralteten oder unprofessionellen Tierethik? Dieser wichtigen Frage gehen die Autoren nicht nach.

Kapitel 2 präsentiert übersichtlich, wie Singer und Regan einen moralischen Status für Tiere begründen. Der moralische Status der „anderen Tiere“ soll sich an den der Menschen anpassen, das folgt für beide aus dem Gleichheitsprinzip. Beide entsprechen außerdem dem moralischen Individualismus. Nicht die Spezies zählt moralisch, sondern die individuellen Eigenschaften der Betroffenen. Damit entgegnen sie der pauschalen Ausgrenzung der Tiere aus dem Bereich ethischer Pflichten und Forderungen. Singers zentraler Kniff, mit dem er für die stärkere Berücksichtigung tierlicher Interessen plädiert, röhrt von der Unterscheidung in „vitale“ und „triviale“ Interessen (S. 65). Tierliche Interessen an der Leidvermeidung seien vital und damit gewichtiger als viele menschliche bzw. ökonomische, triviale Interessen an der Tiernutzung. Regan begründet den inhärenten Wert der Tiere mit der positiven Qualität, Subjekt eines Lebens zu sein, und hält dabei – im Gegensatz zu Singer – das Prinzip der Nicht-Schädigung deontologisch für nicht verhandelbar. Es ergeben sich für ihn moralische Rechte für Tiere. Anschließend werden praktische Implikationen der beiden Ansätze vorgestellt. Viele gängige gesellschaftliche Prakti-

1 R. Godlovitch, S. Godlovitch, und J. Harris, Introduction, in: R. Godlovitch, S. Godlovitch, und J. Harris, *Animals, Men and Morals: An Enquiry into the Maltreatment of Non-Humans*, NYC: Grove Press 1971, S. 1 (7).

2 J. Derrida, *Das Tier, das ich also bin*. Wien, Passagen 2010.

3 I. Kant, *Die Metaphysik der Sitten*. In: Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Kant's gesammelte Schriften*, Bd. VI, Berlin 1911, S. 203 (443)

ken, die Leid und Tot von Tieren verursachen, wären unter Anwendung der Ansätze ethisch legitim oder gerieten zumindest massiv unter Druck.

B. Kapitel 3: Reaktionen auf die moderne Tierethik

Ihrer originalen Rhetorik und ihrem historischen Kontext entrückt, wirken Singers und Regans Prinzipien und Argumente zwar noch eingängig, aber auch holzschnitzartig. Es stellt sich beim Lesen die Frage, ob darauf eine soziale und wirtschaftliche Revolution derart basieren kann oder soll, wie es die praktischen Implikationen ausmalen. Andererseits erschienen wohl Argumente für menschliche Exklusivität in der Ethik, für die menschliche *moral superiority* über Tiere, ähnlich holzschnitzartig, würde man sie auf wenigen Seiten zusammenfassen. Dadurch, dass nur Singer und Regan als moderne Tierethik gelten, richtet sich nun aber das kritische Augenmerk in Kapitel 3 auf ihre Unzulänglichkeiten. Das Kapitel fasst „neuere Reaktionen auf die moderne Tierethik“ (S. 110) zusammen. Die erste kritische Reaktion ist „kritisch-destruktiv“ (S. 146), indem sie die Intention zurückweist, Tieren den gleichen moralischen Status zuzuweisen wie Menschen. Dafür wird der Kontraktualismus angeführt, vertreten durch Peter Carruthers. Seine Position erscheint wenig überzeugend. Kurz gesagt lautet sie: Tieren fehlen entscheidende Fähigkeiten, um selbst an der Verhandlung eines Gesellschaftsvertrages teilzunehmen, also sollten ihre Interessen im Vergleich zu den menschlichen außen vorbleiben. Die Möglichkeit der menschlichen Vertretung tierlicher Interessen wird nicht wirklich stark gemacht. Gut, dass die Autoren zumindest in einer Fußnote darauf hinweisen, dass in der letzten Zeit kontraktualistische Ansätze erarbeitet wurden, die nicht-menschliche Lebewesen miteinschließen. Dazu hätte man gerne mehr gehört. Die zweite Gruppe kritischer Reaktionen auf den moralischen Individualismus „schließt an die Intentionen der modernen Tierethik an, sie weist allerdings viele Hintergrundannahmen zurück“ (S. 146). Das heißt, starke ethische Forderungen aus Sicht der Tiere lassen sich mit dieser Kritik nach wie vor begründen, allerdings ohne dafür einseitig auf die Theorie des Utilitarismus bzw. die deontologische Ethik festgelegt zu sein. Mit Cora Diamond, Lori Gruen, Mary Midgley, Rosalind Hursthouse und Clare Palmer werden die Arbeiten von Philosophinnen präsentiert, denen gemeinsam ist, dass sie die Anwendung eines oder weniger Prinzipien auf die Frage des Umgangs mit Tieren kritisch sehen, weil das der Komplexität der Lebenswelten oder der persönlichen oder emotionalen Vielschichtigkeit unserer Beziehungen zu Tieren nicht gerecht werde. Die Autoren schreiben den Philosophinnen ein „Unbehagen“ gegenüber Singers und Regans Strategie zu, die Ausweitung der moralischen Gemeinschaft auf Tiere derart abstrakt und prinzipiengesteuert zu begründen (S. 146). Dass Grimm und Wild am Anfang des Buches betonen, die „Frage nach der Emotionalität oder nach dem Verhältnis zwischen Gefühl und Verstand“ sei für die Tierethik „vollkommen irrelevant“ (S. 31) und

dies nur oberflächlich begründen, muss irritieren. Denn bei fast allen diesen Ansätzen und Entgegnungen geht es auch um diese Aspekte.

Diamond wendet gegen den Speziesismus-Vorwurf von Singer und Regan ein, dass der Begriff des Menschseins eine andere moralische Bedeutung habe als die biologische Kategorie des Homo sapiens. Die Bedeutung des Menschseins drückt für sie einen bestimmten moralischen Umgang unter Menschen aus, der nicht einfach ausgebendet werden könne. Schließlich sei es auch möglich, tierliche Interessen zu berücksichtigen, ohne dafür diese Bedeutung preiszugeben. Auch Midgley bezweifelt, dass sich alle relevanten praktischen Antworten aus der Begründung eines moralischen Status für Tiere ableiten lassen. Sie macht konkrete lebensweltliche Kontexte aus, die mehr Flexibilität als bloß die Anwendung eines ethischen Prinzips benötigen. Hursthouse zufolge kann uns eine Vielzahl von menschlichen Tugenden als Anleitung für den Umgang mit Tieren dienen, z.B. mutig, gerecht oder rücksichtsvoll zu sein. In diesen und anderen vorgestellten Überlegungen tut sich ein breites Spektrum moralischen Denkens auf. Zum Beispiel wendet sich Diamonds durch den späten Ludwig Wittgenstein inspirierter Ansatz nicht nur gegen die Tierethik von Singer und Regan, sondern gegen eine bestimmte, sehr verbreitete Form zu Philosophieren. Sie weist darauf hin, dass es für die Ausprägung moralischer Einstellungen nicht nur die „Güte des Arguments“ (S. 31) braucht, sondern vielfältige, auch emotionale Denkformen, die sich auch in der Kunst und Poesie, vor allem aber in unseren alltäglichen Erfahrungen finden. Ihr Ansatz steht dem Singers und Regans tatsächlich „diametral“ entgegen (S. 157), aber nicht nur im Sinne eines Gegenarguments, wie man meinen könnte. Eine umfassend überzeugende Darlegung, worin der Unterschied genau besteht, lässt die Struktur und der Umfang des Buches schwer zu. Der Vorschlag des moralischen Individualismus, „[k]läre zuerst die allgemeinen ethischen Prinzipien für die moralische Beurteilung von Handlungen und überlege dann, wer oder was in den Bereich der Anwendung dieser Prinzipien fällt“ (S. 110), ist für Diamond eine Vereinfachung unseres moralischen Wesens und der komplexen Rolle moralischer Sprache: Derart beschränkt sind wir in moralischer Hinsicht nicht. Ebenso wie sie dies gegenüber Singer, Regan und anderen Tierethikern und Tierethikerinnen geltend macht, würde sie dies aber auch gegenüber philosophischen Ansätzen tun, die auf gleiche Weise argumentieren, dass wir ein moralisches Recht haben, tierliche Interessen nur in sehr beschränktem oder indirektem Maß zu berücksichtigen. Schließlich entwarf auch Kant allgemeingültige ethische Prinzipien und klärte dann, inwiefern Tiere darunter fallen – nämlich nicht direkt. In dieser Totalität ähnelt sein Werk, ähnelt die prinzipienorientierte, humanistische Ethik des 19. und 20. Jahrhunderts, die Tiere ethisch exkludierte, durchaus dem Werk von Singer und Regan. Durch die Struktur des Buches, die die philosophischen Einwände der Philosophinnen als Einwände gegen ‚die moderne Tierethik‘ präsentiert, entgeht einem beim Lesen dieser Umstand leicht. Der

Rekurs auf unterschiedliche philosophische Schulen in Kapitel 3 liest sich als Plädoyer für die Anerkennung der Komplexität tierethischer Fragen, und an Singer und Regan bleibt suggestiv die Vereinfachung haften: Mit Blick auf Elisabeth Anderssons ethisch-pluralistischen Ansatz heißt es: „Und so steht am Ende ihrer Auseinandersetzung die Einsicht, dass es keine einfachen Antworten auf tierethische Fragen geben kann“ (S. 176). Und mit Blick auf Diamond: „Wer sich von Diamond eine ‚klare Ansage‘ erwartet, wie wir uns Tieren gegenüber verhalten sollen, wird enttäuscht werden“ (S. 154). Doch hier wirkt die Verschränkung ethischer Theorie und praktischer Moral missverständlich. Sicher würde keine der Autorinnen verneinen, dass moralisches Fehlverhalten offensichtlich sein kann, wenn etwa unnötig Leid verursacht wird. Diamond sagt auch, dass die Nutztierhaltung Ausdruck einer Ungerechtigkeit ist und wir das anerkennen können, ohne auf ethische Prinzipien zurückgreifen zu müssen.⁴

Neben den genannten zwei Gruppen kritischer Reaktionen auf die moderne Tierethik beinhaltet Kapitel 3 auch eine hilfreiche Zusammenfassung neuerer politisch-theoretischer Ansätze. Mit Alasdair Cochrane's Interesse-basiertem Ansatz wird ein Tierrechtsansatz geschildert, der Regans und Singers Systeme vereint, um die Plausibilitäten beider Ansätze für die politische Praxis fruchtbar zu machen. Tierliche Interessen an der Leidminderung und der Freude werden zur Grundlage von moralischen Rechten, sie führen bei Cochrane aber auch zur Einschränkung des Imperativs der Freiheit in Singers *Animal Liberation*. Tiere haben danach kein intrinsisches Interesse an Freiheit, ihre Rechte beschränken sich auf ihre Empfindungen. Insofern letztere betroffen sind, können Tiere lediglich ein extrinsisches Interesse an Freiheit haben. Für das Zusammenleben von Menschen und Tieren ist dieser Punkt sehr relevant. Auch Sue Donaldson und Will Kymlicka wollen sich aus der Ethik heraus in die politische Theorie bewegen, sie halten das Vorhandensein eines moralischen Status und moralischer Rechte von Tieren für gesichert bzw. deren metaphysische Untersuchung nicht mehr zielführend. Stattdessen untersuchen sie, wie sich der moralische Status und die moralischen Rechte von Tieren in politischen und rechtlichen Institutionen abbilden können. Insbesondere erarbeiten sie, wie das Konzept der Staatsangehörigkeit die Rechte und Interessen unterschiedlicher Gruppen von Tieren berücksichtigen kann. Insofern ist ihre Arbeit eigentlich der Politologie bzw. den Rechtswissenschaften zuzuschreiben.

C. Kapitel 4: Angewandte Tierethik

Dies leitet zum vierten Kapitel über, dem Anwendungsteil. Denn wichtig ist sicher die Frage, wie tierethische Arbeiten mit realen Entscheidungssituationen zusammenhängen. Antworten auf solch konkrete Entscheidungsfragen finden sich in der

4 Vgl. C. Diamond, Ungerechtigkeit und Tiere, in: C. Ammann / A. Hunziker (Hrsg.), Cora Diamond: Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie. Berlin 2012, S. 149

akademischen Tierethik selten, schon deshalb, weil diese Fragen oft mit einem sehr spezifischen Kontext einhergehen, der empirisch erschlossen werden muss. Die Philosophin und Aktivistin Friederike Schmitz hat die Anwendung tierethischer Arbeiten mit Blick auf den Veganismus untersucht und kam zum Schluss, dass alltäglicher veganer Konsum die praktische Konsequenz vieler anerkannter tierethischer Arbeiten sein müsste.⁵ Grimm und Wild greifen diesen Schluss leider nicht auf, sie gehen einen anderen Weg. Sie wählen bestimmte ethische Ansätze aus, mit denen sie konkrete Entscheidungsfragen beantworten. Das nennen sie die Situation eines „Anwendungsdiskurses“ (S. 212). Sie unterscheiden dafür zwei Perspektiven der Anwendung, nämlich eine innere von einer äußeren. Mit der ethischen Perspektive von innen können Handlungen auf potentielle Verbesserungen hin untersucht werden, ohne ihre Bedingungen ganz infrage zu stellen. Berühmtes Beispiel für diesen „melioristischen“ (S. 185) (lat. melior ~ besser) Ansatz ist die Vergrößerung von Tier-Käfigen im Namen des Tierschutzes. Diese vorurteilsbehaftete Ethik wurde daher auch lakonisch „Käfigethik“ genannt.⁶ Im tierschutzrechtlichen Kontext ist dieses Verständnis ethischer Vertretbarkeit sehr verbreitet. Die Außenperspektive besteht dagegen darin, die Richtigkeit einer Handlung insgesamt ethisch zu hinterfragen. Letzteres tun die Autoren dann am Beispiel der Tötung von Tieren in der Jagd und dem ethischen Prinzip des Lebensrechtes. Sie wählen dafür einen sentientistischen, negativen Ansatz: „sentientistisch, weil er empfindungsfähigen Tieren Rechte zuschreibt, und [...] negativ, weil er empfindungsfähigen Tieren allein negative Rechte (wie etwa das Recht, nicht getötet zu werden) zugesteht“ (S. 188). Zunächst wird das moralische Lebensrecht auf Grundlage von Interessen begründet. Um dieses Lebensrecht in der praktischen Abwägung des Falles der Jagd zu übertrumpfen, müssten gute Gründe genannt werden. Dies gelänge nur für wenige Ausnahmesituationen, zum Beispiel mit dem Grund, biologische Arten durch eine Ultima Ratio Tötung zu erhalten. Die Autoren folgern, dass sich die Jagd in Westeuropa grundlegend ändern müsste. Der Fleischkonsum ist für sie jedenfalls nur ein triviales Interesse, und zwar deshalb, weil es Alternativen dazu gibt, den Vegetarismus. Eine Prüfung möglicher Einwände gegen den Vegetarismus führt die Autoren zur Erkenntnis, dass dieser „sich weder in prinzipielle Widersprüche verstrickt, noch irrwitzige Konsequenzen nach sich zieht“ (S. 207f.). So nachvollziehbar die Argumentation für sich genommen ist, es schlägt hier doch das vertrackte Verhältnis zwischen Theorie und Praxis durch und hinterlässt einige offene Fragen: Denn erstens bleibt offen, ob die eruierten praktischen Konsequenzen sich nur aus dem einen untersuchten ethischen Prinzip heraus ergeben oder man darauf auch

5 Vgl. F. Schmitz, Tierethik – eine Einführung, in: F. Schmitz (Hrsg.) Tierethik: Grundlagentexte, Berlin 2014, S. 13

6 F. Schmitz, Tierethik – eine Einführung, In: F. Schmitz (Hrsg.) Tierethik: Grundlagentexte, Berlin 2014, S. 13 (27)

aus anderen Überlegungen heraus gelangen könnte. Es wirkt beim Lesen das große Statement der im dritten Kapitel beschriebenen Kritik an Singer und Regan, dass die Realität komplexer ist, als es ‚einfache‘ ethische Prinzipien vorgeben. Ist diese Kritik, der doch von den Autoren nicht ablehnend begegnet wurde, hier nicht mehr relevant? Zweitens weiß man aufgrund des Metacharakters der Einführung nicht mehr recht, ob die Autoren einen an dieser Stelle wirklich vom Vegetarismus überzeugen wollen, oder ob hier nur ein Beispiel gewählt wurde, wie sich denn argumentieren ließe, wolle man Ethik praktisch anwenden. Hier vermischt sich der Lehrbuchcharakter der Einführung etwas mit dem Anliegen der Ethik, eine Position zu beziehen.

D. Generelle Anmerkungen

Die Stärke dieses Buches liegt darin, auf die Notwendigkeit der systematischen Überprüfung tierethischer Vorurteile hinzuweisen und interessierten Leserinnen und Lesern zu vermitteln, wie vielfältig sich hier vorgehen lässt. Es bietet den Le-senden einen Überblick über eine Reihe von ethischen Arbeiten, die dann, sofern sie Interesse wecken, eingehender studiert werden können, bzw. müssen, um sie umfassend zu verstehen. Das macht das Buch lesenswert. Seine Schwäche besteht darin, die Herkunft und das Ziel ethischer Überzeugungskraft zu erkennen. Die Formulierung, akademische Tierethik habe „Realitätsbezüge“ (S. 216), drückt ironischerweise gerade ihre Entfremdung von der (politischen) Realität aus: Tierethik bleibt für Grimm und Wild ein monodisziplinäres Gedankengebäude, das sich zwar gelegentlich im öffentlichen Leben und in den übrigen Wissenschaften „wiederfindet“ (S. 214), aber somit letztlich nicht dazugehört. Ethische Probleme werden – so die Autoren – von „Nicht-Ethikern an Ethiker herangetragen“ (S. 215), um zu klären, was wir tun dürfen. Doch was heißt hier ‚wir‘? Was bietet die Tierethik den ‚Nicht-Ethikern‘ an, um ihr die Klärung dringender Fragen zu überlassen? Ist sie dafür überhaupt institutionell ausreichend ausgestattet? Diesen Problemen stellt sich das Buch letztlich nicht. Das ist bedauerlich, denn Ethik ist ein gesellschaftliches Phänomen, Moral ist ubiquitär. Die Frage, wie Tiere zu behandeln sind, wird täglich verhandelt: in Behörden, Staatsanwaltschaften, Ställen, Laboren, in der Medizin, in den Veterinär-, Agrar- oder Politikwissenschaften. Hier müssen tierliche Interessen ernsthafter berücksichtigt und verteidigt werden. Tierethik als Störfaktor von Gewalt und Ungerechtigkeit darf nicht durch disziplinäre und akademische Grenzen ihre Wirkmacht kappen. Doch wie eine transdisziplinäre Öffnung gelingen kann, bleibt vorerst unklar.